

[Artikel drucken](#) | [Artikel anhören](#)

Beitrag vom 22.07.2012

«DER ZÜRCHER PRIME TOWER SCHAFFT UM SICH HERUM EINE TOTE UMGEBUNG»



SASKIA SASSEN, 63, IM 35. STOCK DES ZÜRCHER PRIME TOWER:

«Was man von hier oben sieht, ist für mich beunruhigend»

Foto: Philipp Rohner

Stadtsoziologin Saskia Sassen über das höchste Gebäude der Schweiz, die Stadt der Zukunft, die Forderung nach mehr Toleranz und das Schmuggeln von Napalm

Von Gabi Schwegler

Prime Tower in Zürich, das höchste Gebäude der Schweiz. «Herrje, ist der hässlich», entfährt es Saskia Sassen, als sie davor aus dem Taxi steigt. Die holländisch-amerikanische Stadtsoziologin prägte Anfang der 90er-Jahre den Begriff «global city» und klassierte Zürich unter den zehn sogenannten Kommandozentralen dieser Welt. Zusammen mit Barack Obama, Mark Zuckerberg oder Angela Merkel stand Sassen 2011 auf der Liste der «Top Global Thinkers». Sie gehört weltweit zu den bekanntesten Forscherinnen im Bereich Urbanität, Globalisierung und Migration. Mit dem Lift fahren wir in die 35. Etage des Turms, ins Restaurant Clouds. Wolken hängen tief über der Stadt, Touristen knipsen durch die Fenster.

Saskia Sassen, Sie bezeichnen Zürich an einem Vortrag im Zürcher Schauspielhaus als die fast perfekte Stadt. Ist das nicht bedenklich unkritisch für eine Stadtsoziologin?

Als ich das sagte, dachte ich an die Innenstadt von Zürich. Sie scheint wirklich für Menschen und nicht für grosse Firmen gebaut. Da sind Cafés, der See und Leute überall, zu allen Zeiten. Das ist urbanes Leben! Daran habe ich gedacht, als ich von Zürich als perfekter Stadt gesprochen habe.

Zürich ist aber nicht nur Altstadt. Wir befinden uns im Prime Tower, dem Symbol des modernen Zürich. Gefällt Ihnen das auch?

Nein, die Gegend hier ist ausgesprochen hässlich. Was man von hier oben sieht, ist für mich beunruhigend. Ich kann dieses Viertel nicht lesen, es ist nicht durchschaubar für mich.

Viele Zürcher halten dieses ehemalige Industriequartier für den urbanen Stadtteil schlechthin.

Vielleicht denken die Leute, dass es Urbanität ist, wenn sie diese Sicht über die ganze Stadt haben. Ich weiss nicht. Gebäude wie der Prime Tower schaffen um sich herum eine tote Umgebung.

Nun gut, es ist Sonntag, niemand arbeitet heute hier.

Mag sein, dass der Sonntag den Tote-Umgebung-Effekt verstärkt. Aber ich sehe hier grundsätzlich keine lebhaftige Begegnung zwischen dem Gebäude und der Strasse. Das ist für mich ein schwerwiegender Fehler. Es ist wie ein schimmerndes Bollwerk, eine Festung. Die Ebene der Menschen, der Strasse ist viel zu wenig eingebunden. Das deurbanisiert einen Ort!

Der öffentliche Raum ist immer wieder Gegenstand von Schweizer Debatten. Zuletzt, als Tausende junge Menschen im Juni bei «Tanz dich frei 2.0» in Bern für mehr Toleranz und Freiraum in der Stadt demonstriert haben. Ein Luxusproblem?

Nein. Das sollte verstanden werden als ein Reden von Leuten, die keinen anderen Kanal haben, denen man sonst nicht zuhört. Die Forderung nach Toleranz und Freiraum war vielleicht die schönste Formulierung für das, was sie wirklich wütend macht: die soziale Ungerechtigkeit.

Warum ist das für die Jugend ein Thema?

Für die letzten vier bis fünf Generationen galt, dass es ihnen jeweils besser ging als ihren Eltern. Das war der soziale Vertrag. Heute ist das zum ersten Mal in sehr vielen Ländern nicht mehr der Fall. Obwohl ich die Schweizer Unruhen nicht genau kenne, denke ich, dass das auch für viele junge Menschen hier gilt.

Ist die Strasse der richtige Ort, um das zu artikulieren?

Absolut. Die Strasse ist rau, sie ist ein kreativer Raum. Ein Ort für jene, die keinen Zugang zu den formalen Mitteln der Kommunikation und der Macht haben.

Also hauptsächlich Migranten?

Nicht nur. Ich glaube, dass die soziale Ungerechtigkeit die Mittelklasse inzwischen voll erwischt hat. Viele haben ihre Diplome gemacht, und jetzt plötzlich hilft das alles nicht mehr. Im Herzen dieser Proteste auf der ganzen Welt steht die nüchterne Erkenntnis,

dass das herrschende System gescheitert ist. In New York etwa verdient 1 Prozent der Menschen 44 Prozent der ganzen Lohnsumme. Dazu kommen Bewegungen, die grundsätzlich existierende Normen anfechten, etwa Homosexuelle. Die kämpfen nicht auf dem Land für ihre Rechte, sondern in der Stadt, weil sie hier gehört werden.

Ihnen hört man zu. Zusammen mit Barack Obama oder Aung San Suu Kyi stehen Sie auf der Liste der wichtigsten 100 globalen Denker. Was bedeutet Ihnen das?

Ach, das ist einfach eine Liste ...

Moment. Sie haben die Liste immerhin auf Ihrem Twitter-Profil verlinkt. Sie ist Ihnen offenbar doch wichtig.

Ich tue das, weil es ein Weg ist, um mit einem grösseren Publikum zu kommunizieren. Die Leute mögen mich nicht kennen, mir aber aufgrund dieser Liste zuhören.

Unter den 100 globalen Denkern zu sein, bringt auch Verantwortung mit sich, weil die Leute Ihrer Meinung mehr Gewicht geben.

Vielleicht, aber da bin ich mir nicht so sicher. Wenn mir die Liste ermöglicht, mit Leuten zu reden, dann hat sie schon viel erreicht. Meine Interpretation von dem, was richtig oder falsch ist, teile ich gerne. Das ist die Aktivistin in mir. Akademiker sind ja sonst nicht gerade die Menschen, denen man am meisten zuhört. Denn was wissen die schon? Wir haben keinen guten Ruf.

Sollten Akademiker politischer sein?

Akademiker sind manchmal wie kleine Ladenbesitzer, die ein bisschen vor sich hin werkeln. Privilegierte Akademiker, wie ich eine bin, sollten ihr Wissen teilen.

Sie sind keine gewöhnliche Akademikerin. Immerhin haben Sie einmal verbranntes Napalm aus San Salvador in die USA geschmuggelt als Beweis für dessen Einsatz.

Ja, aber das war extrem, das war richtig gefährlich. Ich sah zum Glück wohl sehr unverdächtig aus. Ich verstaute das Napalm direkt neben meinen Kosmetika und stellte mich bei den Polizeikontrollen ein bisschen dumm (lacht). Weil ich selber teilweise in Lateinamerika aufgewachsen bin, lag mir die politische Situation in diesen Ländern immer besonders am Herzen.

Sie engagieren sich auch öffentlich für die Menschenrechte von Migranten. Wieso?

Die Missbräuche auf diesem Gebiet sind sowohl in Europa als auch in den USA unglaublich. Früher oder später wird das ganz schief rauskommen. Es geht nicht darum, zu sagen, dass es nicht fair ist. Nein, es ist oft schlicht illegal, wie Staaten mit diesen Menschen umgehen, zum Beispiel bei Rückschaffungen.

Sie selber sind als junge Studentin einst illegal in die USA ausgewandert.

Ich wohnte damals mit meinen Eltern in Rom und konnte dort nicht machen, was ich wirklich wollte, nämlich eine ernsthafte Studentin sein. Ich war 18 oder 19 und bereit, einen radikalen Schnitt zu machen. So wechselte ich den Kontinent.

Sie sind mit dem bekannten Soziologen Richard Sennett verheiratet. Debattieren Sie bei den vermutlich raren gemeinsamen Nachtessen dauernd?

Wir essen eigentlich recht regelmässig zu Hause. Mein Mann liebt das Kochen, und zu Hause zu sein, ist für mich als Nahezu-Nomadin besonders schön. Wir reden über ganz viele Themen. Auch sehr viel Unsinn.

Sie haben einen gemeinsamen Sohn. Musste er auch Soziologe werden?

Er ist Künstler in London. Verrückt und brillant zugleich. Er arbeitet gerade an einer Skulptur für die Architektur-Biennale in Venedig.

Wie wohnen Sie und Ihr Mann eigentlich?

Wir haben ein sehr urbanes Zuhause. Sowohl in London als auch in New York leben wir in Wohnungen in der Innenstadt. Wir lieben es, überallhin zu laufen - zu Restaurants, unseren Freunden, Cafés.

Welche Stadt ist für Sie der Inbegriff von Urbanität?

Paris. Eine grossartige Stadt. Egal, wie hoch die Gebäude sind, da gibt es viel Aktivität auf der Ebene der Strasse. Kleine Läden, Cafés - das ist eine Menschen-Stadt. Hier nicht. Das ist ein totes Aufeinandertreffen von Gebäudewand und Strasse, dem Ort, wo die Leute sich bewegen.

Dieser Prime Tower lässt Ihnen offenbar keine Ruhe. Sie greifen ein Schweizer Prestigeprojekt an.

Ich sage das als Beobachterin, die in diesem Gebäude ankommt. Für manche ist der Prime Tower wohl eine Sensation, sie sagen sich: Oh mein Gott, wir haben einen grossen Turm, schau dir das an, er ist neu.

Hochhäuser verbinden wir mit Grossstädten. Frankfurt, New York, Tokio. Diesen globalen Anstrich ...

(unterbricht) Schauen Sie. London ist eine der mächtigsten globalen Städte und hat sehr wenige Hochhäuser. Hohe Gebäude allein machen eine Stadt nicht zwingend urban und global. Das zeigen chinesische Städte. Viele von ihnen sind ein Ozean von Hochhäusern. Trotzdem hat man ausserhalb von China noch nie was von ihnen gehört. Die Idee, dass eine Stadt wegen eines Haufens hoher Firmengebäude zur globalen Stadt wird, ist ein Irrtum. Die Funktion der globalen Stadt ist sehr viel komplexer.

Erklären Sie.

Der Schlüssel zu einer globalen Stadt sind nicht Hauptsitze von grossen Firmen, sondern ein möglichst vielseitiges Netzwerk von Wissen. Zürich zählte ich bereits Anfang der 1990er zu den damals zehn «global cities». Heute sind es gut hundert. In diesen Städten wird von kleinen, hoch spezialisierten Unternehmen das produziert,

was ich «urban knowledge capital» nenne. Eine Art städtisches Wissenskapital, das mehr als die Summe des Wissens in den einzelnen Köpfen ist.

Grosse Prestigeunternehmen sind also nicht wichtig für eine globale Stadt?

Es hat ein Paradigmenwechsel stattgefunden: Wenn ein Unternehmen vor 50 Jahren zum Beispiel in die Mongolei expandieren wollte, dann stellte es eine Person an, die dieses Land besonders gut kennt. Heute haben wegen der Globalisierung selbst kleine Unternehmen mit Dutzenden von Ländern zu tun. Sie können sich unmöglich für jedes Land einen Spezialisten leisten. Also, was tut man? Man kauft das Wissen von einer spezialisierten Firma.

Warum verlegt ein Unternehmen wie Google einen Teil seiner Forschung nach Zürich?

Zürich bietet diese komplexe Netzwerk-Wirtschaft. Es ist deshalb wahrscheinlich, dass diese Hauptsitze in der Stadt bleiben. Vermutlich auch, weil man geografisch und topografisch limitiert ist. In den USA sind hingegen viele Unternehmen in kleinere Städte ausserhalb gezogen und kaufen in den globalen Städten die Wissensdienstleistungen ein.

Wie entsteht diese Netzwerk-Wirtschaft?

Dafür sind lebendige Städte mit Restaurants, Partys, Bars entscheidend. Informelle Orte, die wirtschaftlich nicht genau definiert sind. Du kannst halb betrunken sein nach einer sehr langen Party mit Freunden und jemandem erzählen, dass du jemanden kennst, der gerade in Ulan Bator ist. Und der andere, ebenso betrunken, denkt sich, das ist vielleicht genau die Person, die ich suche. Die Zone dieses informellen Wissensaustausches ist viel wichtiger als formale Sitzungen.

Sie bezeichnen Zürich und Kopenhagen auch schon als Dubai von Europa.

Das ist eines der Bilder, die ich für dieses Phänomen verwende. Das zu hören, macht die Bürger von Zürich nicht zwangsläufig glücklich (lacht). Aber in meinen Untersuchungen sah ich, dass Zürich und Kopenhagen beginnen, als Plattformen für Firmen zu funktionieren, die sich fragen, ob sie wirklich in London sein und dafür viel mehr hinblättern müssen. Für mich ist Zürich eine Art Dubai, weil Firmen hierherkommen, die mit Europa wirtschaften wollen und nicht oder nicht ausschliesslich mit der Schweiz.

In der Schweiz gilt eigentlich Genf als internationale Stadt und nicht Zürich. Ist Genf auch eine «global city»?

Nein. Oder zumindest noch nicht. Wir haben heute viele ernsthafte globale Krisen - Epidemien, Hunger, steigende Wasserspiegel, Klimawandel, Armut. Nimmt man diese sozialen Herausforderungen wirklich ernst, führt das dazu, dass einige Städte deutlich wichtiger werden. Städte, die heute schon das spezialisierte Wissen und die Mischung von Menschen haben, um diese grossen sozialen Probleme anzugehen. Genf ist eine dieser Städte, Zürich hingegen eher nicht.

Welche Städte könnten sonst noch in diesem Netzwerk sein?

Bevor wir es merken, werden Genf, Brüssel und Nairobi aufblühen und sehr gut positioniert sein. Die kenianische Hauptstadt ist heute schon wichtiger Dreh- und Angelpunkt für Operationen in Afrika und hat wie Genf das Wissen, das in Zukunft wichtig ist.

In Genf wohnen überdurchschnittlich viele Expats, die Seele der Einheimischen fehlt. Ist das aus der Sicht der urbanen Lebendigkeit, wie Sie sie propagieren, nicht negativ?

Das ist absolut richtig. Expats führen meist zu einer Deurbanisierung, weil sie selten Vollzeit in einer Stadt wohnen und sich oft nicht so sehr an ihrem vorübergehenden Wohnort engagieren. Globale Städte, auch Zürich, zahlen sowieso einen hohen Preis. Ungleichheit, Verdrängung oder steigende Mieten gehen einher mit dem wirtschaftlichen Erfolg.

Wie soll eine Stadt damit umgehen?

Das Absurde an erfolgreichen «global cities» ist, dass sie überdurchschnittlich stark auf Angestellte mit tiefen Löhnen angewiesen sind. Oft Migranten, die in der Reinigung, im Verkauf oder in der Pflege arbeiten. Das sind aber genau die, die sich das Wohnen in der Stadt schlicht nicht mehr leisten können und aus den Zentren verdrängt werden.

Wird das die grosse Herausforderung der Zukunft für die Stadtplaner?

Ja. «Gated communities» zum Beispiel, geschlossene und bewachte Wohnquartiere, deurbanisieren die Stadt. Diese sogenannte Gentrifizierung, diese Verdrängung, muss stadtplanerisch mit grosser Vorsicht behandelt werden. Sonst verliert die Stadt ihr Leben, ihre Urbanität.

Publiziert am 22.07.2012
von: sonntagszeitung.ch

Tweet 0

Share / Save